

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 22 (1918-1919)

**Heft:** 4

**Artikel:** Follette und Pierrette : ein Tieridyll

**Autor:** Kaiser, Isabella

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-662862>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Diesseits.

Wie große Völker sich zerfleischend hassen,  
so wollen kleine liebend sich umfassen.  
Die sind beglückt, den Nachbarn wohl zu dienen;  
der Gaben Strom fließt doch zurück zu ihnen.  
Befreit von Nöten, lässt er auf sie schauen  
zu immer höhern Höhn und Tempel bauen,  
wo die Betrachtung derer, die da waren,  
der Besten Gottnatur mag offenbaren  
und ihren Seelen ein allmächtig Hoffen  
einpflanzen, daß ein Himmel uns steht offen.  
Nicht dem, nicht jenem, heute nicht noch morgen;  
doch vor dem Kampf für h o h e fliehn die Sorgen  
nur niedre Güter, und des Wettkaufs Endung  
verheißt dem Edelmenschen die Vollendung.  
Und wenn zum Sieg ihm die Posaune schallt,  
wandelt auf Erden er in Gottgestalt.  
Die Ahnung will in abertausend Jahren  
sich an Geschlechtern leuchtend schön erwähren.  
Damit er komme, nicht mit Schwert und Schienen,  
mit edlen Waffen heißt es nun zu dienen;  
erkennt ihr Gott in euch und dienet seinem Willen,  
muß sich sein heilig Reich im Diesseits schon erfüllen.

Adolf Voigtlin.

## Follette und Pierrette.

Ein Tieridyll von Isabella Kaiser.

„Der beste Beweis für die Klugheit der Tiere ist,  
daß die Toren sie nie verstehen.“

„Follette!“ Nur ein ganz kleiner Ball mollig warmen Schnees, der vom Sturmwind des Zufalls aus einem Alpgaden in meine Zelle hinuntergeweht wurde!

Dem müterlichen Schoße zu früh entrissen, zitterte der Rabensproßling jämmerlich und suchte in seiner verängstigten Unmündigkeit so sehnlich zu entfliehen, daß er, kaum hielten ihn unsere Hände . . . „Pfrutt!“ . . . schon wieder, auf und davon, über alle Berge verschwunden war.

Vergebliches Suchen unter allen Möbeln und in den Gebüschen des Gartens, lockender Zuruf, wohlduftende Anziehungsmittel: nichts half. „Follette“ war gewiß, von Heimweh getrieben stallheimwärts gerannt. Wir fragten an? Nein, die Entwichene war nicht heimgekehrt.

Einige Stunden später, wie wir nächtlich in die friegerischen Schläde einer Schachhoffensive gerietst waren, flang plötzlich, aus nächster Nähe, das flügliche „Mi-aу!“ eines hungernden Tieres. Freilich, wir hatten „Follette“ überall gesucht, nur nicht im Grammophonfähig, wo sie wie ein Häuflein Elend bebend kauerte und ihre allzu blauen Augen mit der angstvollen Frage zu uns erhob: „Werden sie mich auch säugen können wie die alte Katze, meine Mutter?“

Und wir säugten, pflegten und hätschelten sie so sorglich, daß sie, von der Lauterkeit unserer Absichten wohlig durchdrungen, sich heimisch zu fühlen begann in der Behausung der Menschen. Und es war, wie jedes Beginnen der Liebe, etwas Bartes und Rührendes, wie nach und nach das Zutrauen und die ersten Zeichen eines anhänglichen Wohlseins erwachten: Ein Kind hätte gelächelt. „Follette“ haspelte die schnurrende Spule ihres Behagens ab, und das anfängliche Zittern verwandelte sich in unmerkliches Beben, worin sie heimlich die zarte Seide ihrer wachsenden Zufriedenheit spann.

Sie wurde bald eine lebendige Kippsache in unserm Heim. Nicht von denen, die man sorgfältig hinter Glas und Riegel aufstellt, sondern so ein bewegliches Kinkerlitzchen, das von einem Gestell zum andern, zwischen japanischem Porzellan und Sevresvasen mit unbeschreiblicher Behendigkeit hindurchschlüpft, wenn man es nicht, wie eine Schlaufwandelnde, vom Rand des gefährlichen Abgrundes wegsehen willt.

Die Katzen sind falsch! wendet der uneingeweihte Lejer ein. Falsch! unsere „Follette!“

Wer wird die Sage von der Falschheit der Hauskatzen je zerstören?

Ich rede von den gezähmten Tieren, die in steter Berührung mit menschlicher Güte und Einsicht aufwachsen und sich nach und nach den Gewohnheiten eines geliebten Herrn so sehr anzupassen wissen, daß sie etwas Menschliches annehmen und nur in Gesellschaft ihresgleichen wieder zu echten Katzen werden. Die Rasse, im ursprünglichen Naturzustand, ist falsch und töricht, wie alle Tiere, die im Kampf ums Dasein auf ihre Instinkte von Raub und Unabhängigkeit angewiesen sind. Falsch sind die abgezehrten Hungerleider der Dachrinnen, die gleichsam die Apachen unter den Hauskatzen bilden. Wer von einem stärkeren Gegner grausam verfolgt wird und nur seine Krallen zur Wehr zu setzen hat, der gebraucht sie. Denn Kraft geht vor Recht im Tierreich wie anderswo, wie auch die Menschen sich noch immer gegenseitig zerfleischen.

Nein, „Follette“ wußte nichts von Falschheit, weil diese Untugend ihr nicht anerzogen wurde und nicht von Nutzen für sie gewesen wäre. Vom Rang einer Kippsache erhob sie sich mit der Zeit zu demjenigen einer winzigen Gefährtin mit tollen Einfällen, und sie wurde, wie Baudelaire ihresgleichen oft nennt: „der Stolz des Hauses“. Denn sie war die weiße Katze

des Märchens, von der man sich stammend fragt, ob sie eine Fee oder eine Göttin sei? So geheimnisvoll herablassend war jede ihrer gespendeten Gnaden, so voll unbewußter Majestät ihr leiser Gang, mit dem hoch erhobenen Schwanz, den sie wie eine brennende Kerze feierlich trug!

Es gab seltsame Minuten, wo man glaubte, die verwunschene Prinzessin müsse ihr seidenweiches, elektrisches Kleid abstreifen, sobald der befreiende Ritter sie geköpft hätte! Aber wer wollte diese ruchlose Gebärde wagen, auf die Gefahr hin, das unbefleckte weiße Fleisch blutig zu färben? Und doch! ein noch ungeahntes, tragisches Schicksal sollte diese Decktheit üben und bereitete im Dunkeln für diesen schmiegsamen Macken das blutrote Rubinhalssband der Todgeweihten.

Noch durchstreifte sie als Königin des Gartens tagsüber ihr Reich, mit hocherhobenem luftsnupperndem Näschen, die Ohren spitzend bei jedem geheimen Raunen, den Rücken zu einem kleinen Dromedarbuckel wölbend beim Nahen eines Eindringlings, oder mit rauher Zunge die Pfote besuchtend, die dann behutsam über den Schnee ihres Fells strich. Nachts schmiegte sie sich wie ein lebendiger Pelz in meinen Arm und leckte mitleidig meine Hand, wenn meine Schmerzen ihr Katzenverständnis überstiegen. Aber das Geschick lauerte, tückischer als die ganze Rasse, und erreichte „Follette“ in der Gestalt eines Wolfshundes, der sie von hinten überfiel und ihr mit einem rohen Biß die Wirbelsäule knickte!

Ein kurzer Jammerlaut, ein wildes Wellen stiegen vom Garten empor, und ließen unsere Herzen vor Ahnungsvollem Grauen erstarren. Und man brachte mir, als zuckenden, leblosen Zeichen, mit verglasten Augen, diejenige, die, noch vor einer Minute die verwunschene Prinzessin im unbefleckten Kleide war.

So artete „Follettes“ Idyll zum Drama aus. Wir weinten um sie... Ihr Dasein war ein kleiner lichter Punkt gewesen, der in unserem täglichen Leben nun erlosch.... Eine kleine wachsame Seele war aus unserem Heim entflohen. Wir senkten sie in die Erde, das weiße Fell mit einem riesigen Veilchenstrauß bedeckt, im Schatten eines Pfirsichbaumes, der im Sommer Früchte so sammetweich wie ihre Pfoten auf die Grabstätte rollte. Im Mai bedeckte sich der Hügel mit Blümchen, die nicht blauer waren wie der azurne Schat ihrer Pupillen.

Das jähre Grauen dieser schlichten Tiertragödie ließ uns vor der Möglichkeit einer Wiederholung zurückheben: „Follette“ sollte, weder in unserer Pflege noch unter den Zähnen des Wolfshundes eine Nachfolgerin haben.

Wie kommt denn „Pierrette“ in diese Geschichte?

Ich erdachte keine Phantasien, ich zähle nur Tatsachen auf, und so seltsam sie auch erscheinen mögen, sie entschleiern doch die Katzenpsyche in so zarter Weise, daß sie diese Tiere, für diejenigen, die es verstehen, durch Liebe

zum Verständnis ihrer Eigenart durchzudringen, wirklich zum Rang eines „scheuen Brüderchens“ erheben.

Wir schritten an einem Sommertag den schattigen Grund entlang, der die Hülle des kleinen Opfers barg, und beschworen im Gespräch seine liebliche Grazie wieder herauf, als, jählings, aus dem Gebüsch, unter den schattenden Tannenästen hervor, mit einem kläglichen „Mi—i—au“ eine Katze auftauchte.

Nicht „Follette“, nein, und nicht ihr Gepenst, aber ein armes, irrendes Tier, das einen schweren Mutterleib schlepppte und um Gnade zu flehen schien, in einem verwitterten Röckchen, so grau wie sein hungerndes Elend. Seine Ohren waren von den Zähnen unerbitterlicher Nebenbuhler in Spalten gerissen, und es duckte sich demütig wie ein vorbestimmtes Opfer, das ständig die Rechtheit hüßen muß, einen Anspruch ans Leben erhoben zu haben.

Wir waren entschlossen, unserer Hingemordeten keine Nachfolgerin zu geben, aber wie kann man einer in die Enge getriebenen angehenden Mütterlichkeit Hilfe verweigern? Läßt man ein bettelndes Tier ohne das Almosen eines Milchnapfes weiterziehen? Es handelte sich auch nicht darum, diese Katze zu beherbergen. Ihr Ehrgeiz trachtete nicht danach: sie war von der Kasse der Unabhängigen, die dem Wohlsein eines gefitteten bürgerlichen Lebens die tägliche Not eines Freiluftsdaeins bei weitem vorziehen. Wir suchten nach Ursprung und Zugehörigkeit. Sie erwies sich als eine Heimatlose, eine Landstreicherin von Beruf. Wir taufsten sie „Freiluft“. Sie erkannte keinen Herrn, aber sie hatte sich eine Art Asylrecht bei der Jungfrau in der Lourdesgrotte meines Dorfes erworben, und schlug ihre Stunde, so kauerte sie in den Falten des weißen Mantels, mit der weißen Schärpe, die Bernadottes Vision verklärte, vertrauensvoll nieder, und stellte den ganzen Wurf ihrer gesamten Nachkommenschaft dem Schutze der Madonna anheim. Und wahrlich, die göttliche Milde erwies sich immer so wirksam, daß die bedrängte Käthenmutter den gleichen Versuch immer wieder wagte, wenn sie in ihrem ruhelosen Dasein zur Rast gezwungen wurde.

Sie hatte, im Lauf ihres wandernden Lebens, wie die Berufsbettler, die Häuser aufzufindig gemacht, wo die Güte wohnte. So kam sie, nur um Nahrung zu bitten, da sie noch den Hunger einer wachsenden Schar zu stillen hatte. Dieweil sie, wahllos verliebt wie eine junge Mutter, all die tolpatshigen Dingertchen, die ihren Schoß mit knetenden Pfoten aufwühlten, in der geweihten Grotte, die sich in der Maiennacht mit Kerzenlichtern besternnte, säugte, spann sie in ihrem niedrigen Schädel geniale Zukunftspläne, von der Dankbarkeit des Magens zum Wohle ihrer Sprößlinge gezeugt. Fingen dann die Kleinen an, übertriebene Anforderungen an die mütterliche Langmut zu stellen, tolle Sprünge zu Ehren der Gebenedeiten aufzuführen und mit ihren steinernen Krallen die weißen Füße der „Turris eburnea“ zu be-

krabbeln, da fand es die Kätzchenmutter an der Zeit, ihre Pläne auszuführen, um sich ihre Freiheit wieder zu erobern.

So kam es, daß wir, in der blauen Herrlichkeit eines Jumimorgens, zur Stunde des Mittagstisches, durch den Gartenpfad mit der demütigen Haltung derjenigen, die viel Ungemach erlitten hat und herkommt, um es uns anzuertrauen, die Mutterkätz „Freiluft“ daher trippeln sahen ... Aber wer folgt ihr, schlägt einen Purzelbaum und wirft sie unehrerbietig über den Haufen, um dann wieder von ihr wegzuschleien wie eine Parzelle eigenen tollsten Lebens? Ihr Kleiner, den sie, mit der Arglosigkeit der Einfalt, die feinerlei Bedenken trägt, uns anzubieten kommt!

Ihr Jüngster! so grau wie sie selbst, der sich aber, als moderner Sprößling, bereits den Luxus eines weißen Bluseneinsatzes, mit makelloser Haarfratze, a la Henri Quatre, und schneeweissen Stulpstiefeln wie ein Stutzer geleistet hat. Sein plebejischer Ursprung blieb dennoch unverkennbar, und das bißchen Aufpuß gab ihm höchstens den Anstrich einens kleinen Emporkömmlings.

Denn sein Fell war von einem glanzlosen Grau, wie ein mit weißen Adern gesprenkelter gemeiner Kieselstein. Ja, nichts als ein Steinchen der großen Landstraße, daß der Zufall über den Wilddornhag in meinen Garten schleuderte. Daher sein künftiger Name „Pierrette“!

„Freiluft“ bot uns ihr Jüngstes an, aber es handelte sich darum, dieses Angebinde halten zu können, da es von solch quecksilberner Behendigkeit ist. Sucht man ein Irrlicht zu haschen, das immer entweicht, wenn man es zu fassen glaubt, und in derselben Sekunde verschwindet, wo das Feuer seines lebendigen Opals uns noch höhnt! Die Mutterbrust existierte allein für diesen zu früh entwöhnten und verwöhnten Säugling. Aber Mutter „Freiluft“ sah uns ermunternd an, wenn alle Versuche, an ihren Wildling heranzukommen, scheiterten, und schien zu sagen: „Laßt mich nur gewähren!“

Und aus Liebe zum Kleinen, um ihm nach und nach das bürgerliche Leben anzugehören, das ihm die tragischen Zufälle ihres Landstreicherinnendaseins ersparen sollte, entsagte sie wochenlang ihren Nomadengewohnheiten, und paßte sich einem häuslichen Leben mit regelmäßiger Speisung in lähmender Eintönigkeit an. Was sie damit bezweckte, wurde auch erreicht. Der Kleine, der vorerst seine Hungerlust nur am mütterlichen Busen befriedigte, fand nach und nach Geschmak am häuslichen Leben, da er kein anderes gekostet hatte. Die schlaue Kätzchenmutter wehrte bald jeden eigennützigen Annäherungsversuch ihres Kleinen mit einem Pfotenschlag auf sein Sammetnäschchen ab, wenn er sich hartnäckig darauf versteifte, gefäugt zu werden. Sie ermunterte ihn, versuchswise, eigenmächtig in der Schale zu lappen, wie sie es selber tat, und er fand die Milch süß. Da die erste Quelle für ihn versiegte, wandte er sich mit kindlicher Selbstsucht der Hand zu, die ihm den

nährenden Napf hinunterreichte. Er war bis dahin jedem liebkosenden Versuch mit Pfeilgeschwindigkeit ausgewichen, aber kaum hatte er die Lauterkeit unserer Absichten erkannt und die wohlige Empfindung gekostet, die ein zwischen den Ohren frauender Finger auslöst, als er wollüstig die Augen schloß und sich im behaglichen Schnurren zu üben begann.

Bald suchte und fand er auf unseren Knien einen Ersatz für den verweigerten warmen Platz an Mutters weichem Leib. So kam es, daß, als die alte Katze fand, daß ihr Entzugsleben lange genug gewährt hatte, und sie davonstießlich, um ihre abenteuerlichen Jagden und Diebereien wieder aufzunehmen, der Kleine ihr keineswegs nachfolgte, sondern es vorzog, dazubleiben und unsere „Pierrette“ zu werden!

Aus ihrem Namen (den sie sich zwar nicht gewählt hatte) und aus der zierlichen Grazie ihres Gliederbaues schlossen wir auf Weiblichkeit, und verfügten schon eigenmächtig über ihre fünfige Nachkommenschaft zu Gunsten von Freunden. Doch siehe! wie „sie“ größer wurde, nahm sie seltsam kräftige Formen an, weiße dichte Haarbüschel sprangen aus Ohren und Augenbrauen und beschatteten mit mond förmigem Schnurrbart die Oberlippe, der Schädel wurde breiter, die Stimme rauh und tief. Kein Zweifel war mehr möglich, unsere Pierrette entpuppte sich als ein wahrhaftiger „Pierrot“, ein wirklicher Kater, mit nüchterner männlicher Kleidung, mit beweglichem buschartig erhobenem Schweif, die Krallen immer sprungbereit für die Fremden, und stets im Samtschrein gebettet für die seltenen Gingeweihten seiner Intimität. Aber der weibliche Name blieb an ihm hängen.

Pierrette füllte vorerst im Hause nicht den Platz aus, den „Tollettes“ tragisches Ende leer gelassen hatte; denn die weiße Katze war das lebendige Märchen, das uns die Gnade erwies, sich an unserem Herd niederzulassen, und gegenüber diesem aristokatischen Wesen war „Pierrette“ nur ein Bleibeyer, dessen einziger Adelstitel in seiner Intelligenz bestand. Der einzige Übelstand seiner Gegenwart in unserem Hause war das Fernbleiben der Schwalben, die sonst in meinen, in den Laubengestalten aufgehängten Vorbeerfränzchen zu nisten pflegten und sich wohlweislich gegenüber dem scheinheiligen Patron, der in seinem dichten Pelz auf dem Fenstergesims ausgebreitet lag oder im Garten als schlauer Jäger sprungbereit herumschlüch, ihr mißtruisch verhielten.

„Pierrette“ ist aber das graue kleine Gewissen der Pünktlichkeit in unserem Heim geworden: der Ruckuck im Schwarzwäldergehäuse kann still stehen, die Wanduhren können in ihrem Lauf weit auseinandergehen: „Pierrette“ allein ist immer pünktlich.

Schlägt am Morgen die Stunde des ersten Frühstückes und bin ich noch traumbesessen, so weckt mich der dumpfe Ton von Pierrettens Sprung auf meine Decke. Und wird der Krankentisch nicht rasch genug herangezogen, zur

Stellung seiner Begierde, so streckt er eine helfende Pfote nach ihm aus, und bietet mit dem Magnet der begehrlichen Augen seine Mithilfe an. Diejenige, die sich des Brotnessers bemächtigt, hat auch die Kunst des Augenblickes. Er hat sich dem Geschmacke des grauen Kriegsbrotes anbequemt; aber steht zufällig einmal ein Milchzopf im Körbe daneben, so verschmäht er beharrlich alles, was nicht mit dem weißen amerikanischen Mehl gefünetet wurde. Raut er aber, schnurrend vor Behaglichkeit, sein trockenes Brot, so schielt er schon nach dem Platz, wo der Milchnapf täglich zu stehen pflegt, Scheint ihm die Ration zu kurz bemessen, so bittet ein heredtes: „Mi=au=no!“ um eine neue Auflage.

Hält mich aber zur Mittagszeit die Arbeit zu lange im Banne, so schleicht Pierrette die Treppe herauf, schlüpft durch alle Türen und kommt, mich mit knappem, befehlendem Tone an meine gastlichen Pflichten zu mahnen. Steh' ich jogleich auf, so kündet er mir seine Freude durch einen vorangehenden Sprung an und streckt sich wie ein kleines lebendiges Fell auf jeder Treppenstufe, als wolle er künden: „Ich bin dir ganz ergeben zur Mahlzeit-Stunde!“

Zwingen uns aber die Verhältnisse, die Zeit des Essens etwas vorzurücken, so meldet sich Pierrette erst zur althergebrachten Stunde, und findet er den Tisch geräumt, so sieht er uns mit mißbilligender Verwahrung an: „Wie unpünktlich! meine Herrschaften! —“

Sonst ist er der erste zu Tisch, die Hinterpfoten auf einen Stuhl stützend, die vorderen, mit tadellos weißen Manschetten geschmückt, zierlich und manierlich auf die Tischdecke gestreckt, mit schnüffelnder Nase allen Platten entgegenblinzelnd. Hat er aber das lockende Aroma des Bratens erkannt, so wird er von einem wahren Fieber erfaßt, und die ganze Disziplin einer guten Erziehung genügt kaum, seine Gier in Schach zu halten, denn er hebt vor Sehnsucht, dieweil sein Tellerchen gefüllt wird. Ist aber sein Hunger gestillt, so dringt er nicht auf weitere Gaben, sondern erreicht im Winter mit einem Sprung das Nähtischchen, weist mit zarter Pfote auf die Türklinke und empfiehlt sich auf französische Manier. Im Sommer, wenn der Tisch unter der großen Zeder gedeckt ist, kehrt er, gesättigten Leibes, auf die Granitstufen des Hauses zurück und nimmt als Wächter die edle Haltung der großen ägyptischen Sphinx in den Sandinsamkeiten der Wüste an.

Wenn wir ausziehen, so sind die Katzen doch keine Hunde, die ihrem Herrn durch Sturm und Wetter überallhin nachlaufen; „Pierrette“ wacht, und wie der Weg auch sei, den wir zur Heimkehr einschlagen und in welchem Haus wir uns auch stundenlang aufzuhalten, er steht unsichtbar auf Posten, und wenn wir erscheinen, so springt er uns entgegen, mitten im Dorf, oft triefend vor Nässe, unter strömendem Regen, durchkreuzt die Straße, verschwindet im Gebüsch bei jedem fremden Tritt, und auf lockende

Zurufe, erst nach tausend kleinen Zierereien wirft er sich vor uns der Länge nach auf die Erde, wie ein weicher Teppich, und heißtt die Siebtkugung der Herrin, ehe er, voranspringend, ihr den Weg heimwärts weist.

Mit der Zeit lernten wir Pierrette in allen seinen Eigenheiten kennen: wir sahen, wenn er gähnte, seinen dreifach schwarz gescheckten Gaumen, wir kennen die glimmenden Goldnadeln, die den lebendigen Smaragd seiner Pupillen durchziehen, wir kennen seine wie kleine Segel nach dem Wind gestrafften Ohren, nur seine Steinbeilkrallen kennen wir nicht! . . . Mit dem Alter ist dieser Plebejer aristokratisch in seinen Gewohnheiten geworden; wohl erstattet er noch einige huldigenden Besuche der Madonna, die seine Geburt beschützte, aber hat seine Mutter, die Landstreicherin „Freiluft“ die Frechheit, wieder zu uns zu kommen, um ihren Heißhunger zu stillen oder sich an der Wohlfahrt ihres Herrn Sohnes zu sonnen, so wird sie mit solchen fauchenden Bornanfällen, mit so hochfahrendem Blicke und mit so arglistigen Repressalien empfangen, daß ich für die Ehre der gesamten Katzenrasse lieber hoffen will, Pierrette erkenne nicht mehr den Schuß, der ihn säugte, als zu glauben, daß er, in unserer Intimität ein so mißratener Sohn geworden sei. Die alte Kätz nimmt aber alle Niederträchtigkeiten mit philosophischer Großmut hin und faßt den undankbaren Sprößling ruhig ins Auge, als ob sie fragte: „Was für ein närrischer Kauz bist du geworden, mein dummer Bub! hast du erst alle meine Fährnisse durchgemacht, so wirst du duldsamer . . .“

Pierrette ist von fast ängstlicher Reinlichkeit und glättet mit sorglicher Pfote sein graues Fell, zeichnet nie Kotsterne auf meine weißen Kleider, wenn er auf meinen Schoß springt, und verrichtet er seine Obliegenheiten, so gräbt er so tief in die Scholle und deckt mit solcher Wut zu, als sollten die Wohlgerüche Arabiens nicht genügen . . . .

Wenn wir auf Reisen gehn und das Haus schließen, so geht „Pierrette“, um nicht dem Zigeunerleben zu fröhnen, ins nachbarliche Haus, wo er gute Menschen zu entdecken wußte, und stellt sich dort als täglicher Gast ein. Jeden Morgen aber besichtigt er das verlassene Heim, ob Tüden und Türen nicht bald zum Empfang der Herrin auffringen, und kehren wir heim, so nimmt er wieder seine Gewohnheiten auf, als hätten sie nie eine Unterbrechung ersitten, nur sein vorwurfsvoller Blick folgt uns überall mißtrauisch nach.

Irren wir aber im Garten umher, so freut er sich unbändig über unsere Nähe, veranstaltet, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, Geschwindigkeitsswettläufe mit dem Wind, erklettert die höchsten Cypressenstämmen mit der Behendigkeit eines Pfeiles, und ist die Akrobatenvorstellung zu Ende und wollen wir ihm für die ausgeführten Künste unsere Bewunderung zollen, so sieht er uns mit wundersam fernem Blick an und scheint zu sagen: —

„Wie? Sie waren zugegen . . . aber ich führe dies alles zu meinem persönlichen Vergnügen auf“ . . . und wendet sich den grünen Tiefen des nahen Parkes zu.

Auf unseres fragenden Ruf: „Pierrette?“ wendet er mit majestätischer Würde den Kopf nach uns zurück: „Was wollen Sie von mir? ich gehe meinen Geschäften nach“ — und verschwindet, ein unabhängiger König, in der geheimnisvollen Wildnis seines unbeschränkten Reiches. . . .

### Am eigenen Herd.

Kein Feuer noch so groß schickt soviel Wärme aus,  
Als das vom Herde strahlt im lieben eignen Haus.

Ob auch die Weltennot die Lande rings durchlost,  
Um eignen warmen Herd winkt Zuflucht stets und Trost.

Und ob der äußre Glanz dahinsinkt Stück um Stück,  
Verbleibt das Licht am Herd, verbleibt ein hellstes Glück.

Drum wahre seine Glut bewußt, voll freundlichkeit,  
Wer seinem Herde dient, dient auch der Menschlichkeit.

Denn wer trotz Not das Glück, den Frieden noch erhält  
Um eignen Herd, der schafft am Frieden auch der Welt.

Johanna Siebel.

### Mutter!

Mit silbernen Glocken läutet dies Wort dir ins Ohr.

Oh, wie selig bist du, so lange dein Kind in den Gärten der ersten Jugend steht. Wo du ihm jeden kleinsten Weg weisen kannst, jede Blüte zeigst, die lieblich am Strauche hängt, jede Frucht, die deine Hand sorgsam aus dunklem Grün löst.

Selig bist du, wenn sich zweier Augen Sterne leuchtend zu dir erheben, zarte Hände hilfesuchend die deinen umklammern. Wenn der kleine Mund erste, liebe Worte stammelt und goldne Locken das Grau deines Tages durchsonnen.

Oh, wie viel Liebe gibt du! und ein einziges Lächeln genügt dir als Dank.

Mutter! Mit silbernen Glocken läutet dies Wort dir ins Ohr!

Doch Jahre kommen, — was Spiel war, ward Ernst.

Mit stillen, fragenden Augen steht dein Kind, das zur Jungfrau geworden, vor dir. Fordernd, wie das Leben selbst.

Mutter! Nicht mehr nur hell und froh tönt dies Wort; ein schwerer, dunkler Ton schwingt darin mit. Kennst du seine Bedeutung?